

Der Sonntagsgast.

Jahrgang 13.

Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.

No. 51.

Frühlingsglaube.

Die Linden Rüste sind erwaht.
Die Blüten und wehen Tag und Nacht.
Sie schauern an allen Orten.
C. stülcher Taub, o neuer Klang.
Nun, armes Herz, sei nicht bang!
Nun, mich sich Alles, Alles wenden!

Die Welt wird schöner mit jedem Tag.
Man muß nicht, was noch werden mag.
Das Mähen will nicht enden.
Es blüht das feinste, tiefe Thal!
Nun, armes Herz, verag der Qual!
Nun, mich sich Alles, Alles wenden.
F. Ludwig Uhlend.

Das Wohl der Nation.

Eine historische Erinnerung von Heinrich Vandsberg.

Es war am 3. September 1792, Paris war im tollsten Wahnsinn. Im Karmeliterkloster in der Straße Daugers, im Seminarium von St. Kirin, in der Conciergerie, im Hotel la Force lagen die Leiden der Gemehrten zu hohen Haufen gehäuft. Von Dretter her donnerten Kanonenschüsse, dreitausend Gefangene wurden von Karätschen gemahnt, und aus dem Hotel la Force zog ein wahnwüthiger, bluttriefender, johlender Schwarm, an der Spitze ein verlorerter Burche mit einer Stange, darauf ein schönes blondes abgesehnes Frauenhaupt, der Kopf der Prinzessin von Lamballe. Aus den vergitterten Fenstern des Temple sahen mit starrenden Augen der König und seine Frau den blutigen Kopf der särtlichen Madame.

Das Triumvirat konnte die Blutarbeit nicht mehr bewältigen. Vor jedem der Gefängnisse, auf Bänken und an Tischen sah ein Gerichtshof. Die Thüren öffneten sich und tobend zog der Haufen aus dem Gefängnis die Schlachtopfer heroor. Der Proceß war kurz und gerichtet wurde auf der Stelle. Von den Säbeln und Piken rann das Blut. Wie ein geschlachtetes Kind fiel der Leiden auf den Wagen, und war der Wagen voll, dann polterte er unter Jubelgeschrei davon.

Aus dem breiten Portale der Abtei schleppten die Mörder jetzt einen weisshaarigen, hochgewachsenen Greis. Aufrecht tritt er vor den Tisch, mit festem Schritt, in dem gebäuterten Soldatengesticht zuckt nicht eine Wimper. Ein bedäunendes Gekrächel erhebt sich. Das ist der General Sombrevil.

Unvergessen ist seine That.

Es war am 14. Juli 1789. Der Morgen dämmert. Gegen das Hotel der Invaliden rücken vierzigtausend Menschen. Achtundzwanzigtausend Flinten und zwanzig Kanonen liegen im Hotel. „Waffen! Waffen!“ schreien die Vierzigtausend. Der Gouverneur des Hauses hört's. Er hat seinen König Treue geschworen, er wird sie halten, denn er ist nicht verlassen. Auf dem Markfelde, ganz in der Nähe, kampiren die Truppen und das Haus wird von alten Soldaten gehütet. Aber die Truppen auf dem Markfelde blicken gleichgiltig herüber, und die alten Soldaten haben einen lange gehegten Ingrimm, weil die Offiziersstellen in der Armee immer nur an Abelige verliehen worden und den Bürgerlichen die Beförderung verweigert ist. Jetzt ist die Stunde der Vergeltung gekommen. Umsonst besteht der Gouverneur. Ueber ihn flutet der Strom und brandend reißt er die Flinten und Kanonen mit sich. „Nach der Bastille!“ geht es, die Sturmglocken dröhnen und donnernd fährt der Zwinger zusammen.

Der kommandirende General war Sombrevil und — hier steht er!

„Den Tod! Den Tod!“ heult die Menge, heischen die Anführer und Richter. „Kein Verhör, keine Untersuchung! Er ist ein Verräther der Nation!“ Biertausend Reigen stehen gegen ihn. „Den Tod!“ Die Eisenpfeile einer Pike blüht nach seiner Brust.

Da im letzten Augenblick hält die Pike inne und es ertönt ein Schrei.

„Erst durchbohret mich!“

Um die Gestalt des Generals schlingt sich ein Mädchen. Ihr Leib ist zart und fein, aber er deckt den General. Das Geheul verstummt.

„Wer ist das?“ fragte der Präsident des Tribunals.

Der Kerkermeister der Abtei tritt hervor.

„Das ist das Fräulein Sombrevil, die Tochter des Generals. Sie hat seine Gefangenschaft getheilt.“

Alle Augen hängen an dem schönen blaffen Antlitz. Eine Sekunde wird es auf dem Platze still.

„Reißt sie los!“ schreit der Präsident: „er muß sterben!“

Brüllend fällt die Horde über den Todgeweihten her. Zwanzig Häuse packen das Mädchen.

Aber ein Murren erhebt sich unter den Zuschauern; das sind die Frauen. Aus den Regärengeheimnissen blüht das Mitleid.

Auch der Charlotte Cayotte hatten sich die Frauen erbarmt. Es war an demselben Morgen gewesen. Vor Malisard, dem Bluthochzeiten, stand angeklagt und verurtheilt Herr von Cayotte, bekannt als Schriftsteller und Royalist. Auch ihn beschloß seine Tochter, ein Mädchen von sechzehn Jahren, mit ihrem Leibe. Keine Schläge, keine Stöße konnten sie von ihrem Vater reißen. Mit Bitten und Thränen hatte sie die Frauen gerührt und gerettet ging sie mit ihrem Vater davon. Das war vor den Thüren. Sollte es heißen, daß die Frauen vor der Abtei hartnäckiger gewesen seien?

„Nein, nicht den Tod! General Sombrevil soll leben! Er soll leben bleiben! Die Bürger Cayotte!“

Einer in diesem Haufen fürchtet den Andern. Keiner laßt den Schrei. Ein Wort nur der Berückichtigung und der

will, steht im Gebäude des Justizministeriums, unterzeichnet von Danton's Hand, auf der Proscriptionsliste. Stille tritt ein.

„Das war Bürger Cayotte!“ sagt der Präsident. „Das aber ist General Sombrevil, der dem Volk die Waffen verweigert hat. Gabt Ihr's vergessen?“

Ein wüthendes Brüllen folgt der Frage.

„Den Tod!“ schreien die Männer.

„Er soll leben!“ schreien die Weiber.

„Den Tod!“ ruft noch einmal der Präsident.

Schriß zeternd aus dem Haufen eine Stimme:

„Bürger! Du da! Kennst Du mich? Ist es wahr, daß Du der frühere Lakai Matthieu bist und daß Du von Deinem gemeinen Herrn aus dem Auslande Briefschaften empfangst?“

Der Convent hatte unlängst auf den bloßen hiesigen Befehl mit den Verbannten die Todesstrafe gesetzt.

Wer gemeint wird, ist nicht klar. Der Präsident erblaßt. Niemand fragt nach dem Schuldigen. Der Präsident öffnet wieder den Mund.

„Das Volk will es,“ spricht er, „wohl, so sei dem Bürger Sombrevil das Leben geschenkt!“

Das Fräulein von Sombrevil schreut laut auf und umarmt ihren Vater. Der Kreis öffnet sich. Vater und Tochter wenden sich zum Gehen. Abwärts, wenige Schritte von ihnen hält der Wagen mit den blutenden Leiden.

Da steht eine Gestalt vor ihnen, ein zerlumpter Mensch. In seinen Händen hält er ein großes Glas, roth gefüllt. Das ist Blut, Menschenblut.

„Deinen Vater sollst Du haben,“ spricht er, „erst aber trinke das! Bis auf den letzten Tropfen trink' es aus: auf das Wohl der Nation!“

Kreisend schließt sich der Kreis. Aus den Frauen blickt kein Mitleid mehr, sondern thierische Lust. „Trink! tobt es aus hundert Röhren, „trink, trink!“

Fräulein von Sombrevil stößt sich halb ohnmächtig auf ihren Vater.

„Trink!“ brüllen wohl hundert Röhren, „oder Dein Vater stirbt.“

Blut muß es sein, dies oder das andere.

Nach dem Glase streckt sich zitternd, schwankend eine feine, schmale, schnee-weiße Hand.

„Auf das Wohl der Nation!“ ertönt es über den Platz.

Das Glas stürzt auf das Pflaster. Es ist leer und zertrümmert.

Der General schreiet davon. Auf den Armen trägt er sein bewußtloses Kind. Aus der Abtei schallt hinter ihm ein Schrei. Das ist Graf Montmorin, der in die Piken stürzt.

Ein pfiffiger Bursche.

Die Königin Victoria und die Herzogin von St. Albans haben allein das Recht, Kotten Row — den weltberühmten Reitweg im Londoner Hyde Park — zu Wagen zu befahren, die Königin in ihrer Eigenschaft als Herrscherin und die Herzogin als Frau des erblichen Großhofsleiters. Bei einer Fräulein dieses Privileg in einem der vornehmen West-End-Klubs erlaubte sich ein bekannter Sportjäger das Vorhandensein eines solchen Rechts zu bezweifeln und erbot sich zugleich, am hellen Mittag unausgehalten Kotten Row entlang zu fahren und am Ende des Weges mit seinen Kameraden zusammenzutreffen. Welten wurden für und wider das Unternehmen eingegangen, und die Kunde durchfloß sofort wie ein Lauffeuer alle Klubs; Kotten Row war am nächsten Morgen überflutet von Westendbewohnern, auch die Polizei war vollständig erschienen und alle warteten mit Spannung auf das Ereignis, das da kommen sollte und nicht kam. Auf dem ganzen Wege war nichts zu sehen, als ein paar Hundert Reiter und ein Wasserwagen, der langsam einher fuhr und die Straße besprengte. Der erste Schlag der zwölften Stunde ertönte, und enttäuscht fing die Menge an, sich zu zerstreuen; nur Diejenigen blieben, die ein besonderes Interesse an dem Wüstlingen der Wette hatten. Auch die Schaulente zogen, voreingut die Hände reichend, sich zurück, und die Reiter wandten ihre Pferde, um zum Lunch nach Hause zu reiten, als sich die Scene mit einem Schläge merklich veränderte. Als nämlich der Wasserwagen am Steilbühnen angelangt war, sprang plötzlich der Fuhrmann ab, warf seinen Staubfittel von sich und stand vor der Menge da als der erfindersche Sportsmann, der die Wette vorgeschlagen hatte. An diesem Tage soll manche Hundertpfundnote ihren Besitzer gewechselt haben.

Eine ideale Sitzung.

Bei einem Vereinsdinner hatte es eine sehr lange Sitzung gegeben, gegen deren Ende der erste Vorsitzende noch eine stundenlange Rede halten wollte, aber alsbald unter den Tisch sank. „Ja, meine Herren“, rief da der zweite Vorsitzende, „kann nicht nur ganz und voll anwesend sein, Herr Vorsitzender, am liebsten —“ und ver-

Die Weltausstellung in Chicago.

Das deutsche Dorf.



Esprewaldhaus.



Schwarzwaldhaus.



Restaurations-Pavillon.

Ju 30.

Ein „menschlisches Attenfild“ eigen-thümlicher Art bietet die Geschichte des französischen Dichters Gerard de Nerval. Ein Zeitgenosse Russes und Hugos, der Sand und Balzac, gehörte er zu jenen Talenten, welche weder die Gabe besitzen, das Publikum im Sturm mit sich fortzureißen, noch jene andere, sich den Lesern zu nähern und ihnen zu schmeicheln. Weder seine phantastischen und formreichen Gedichte, noch seine anmuthigen Komödien errangen Erfolg, und das er der erste französische Liebreicher von Goethe's „Faust“ war, nützte ihm natürlich auch nicht viel. Nur mit Hilfe der mächtigsten journalistischen Brodarbeiten vermochte er sein Leben zu fristen und eines Morgens, an einem Wintermorgen des Jahres 1855, fand man

Unerwarteter Erfolg.

Junge Frau: „Ich bin ganz zerknirscht, liebe Mutter! Nein, so schlimme Absichten hatte ich mit meiner Thunmacht nicht! Der gute Alfonso erschalt so bittig darüber, daß er mir, trotz seines Geldmangels, ein sechziges Kleid kaufte, O Gott — und ich hatte doch wirklich und wahrhaftig nur einen Sonnen-

Fehlgeschlagen.

Eine Geschichte ohne Verlobung von Kaja V.

Ein würdigeres Geschwisterpaar konnte man sich kaum denken. Er war fünfzig Mal den Monnetonat gesehen haben, sie vielleicht einige Male weniger; genaue Auskunft hierüber hätte wohl nur ihr Taufschein geben können, doch den hatten sie längst verkratzt und seinen Inhalt vergessen.

Weshalb sie Beide aber unvermählt geblieben, mochte wohl Gründe gehabt haben. Mit irdischen Gütern waren sie nicht gesegnet. Er war zwar angestellter Beamter, aber seine Schwester mußte gut Haus halten, um mit dem ihr zugehörigen Wirthschaftsgelbe auszukommen, zumal in gesellschaftlicher Beziehung auch Anforderungen an sie gestellt wurden. Dazu hatte Mutter Natur sie in jeder Weise so stiefmütterlich behandelt, wie es nicht oft vorkommen mag. Sie waren aber freundlich und liebenswürdig zu Jedermann und deshalb, trotz ihrer Härlichkeit, überall beliebt.

In der Verlegenheit, Rache auszuthun, wird sie wohl nie gekommen sein, aber daß er auf der Suche nach einer Lebensgefährtin eine ganze Menge heimgebrach, war gewiß nicht zu bezweifeln und da ließ er schließlich die Hoffnung fahren, bis sie neuerdings wieder zu heller Flamme emporloderte. Und das kam so: Einmal längt gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, hatte sich in der Stadt seit einiger Zeit ein gar seltsames Institut etabliert und überraschende Erfolge erzielt. Männlein und Weiblein, Jünglinge und Greise, Wittwer und Wittwen zählte es zu seinen Kunden; ein ehemaliger Handwerker vertret die Stelle des Direktors und den Ehrensitz im Verwaltungsrath nahm Gott Hymen ein. Es war mit einem Wort ein „Heirathsbureau“ und machte brillante Geschäfte.

War's da ein Wunder, daß im Herzen des alten Junggesellen sich wieder etwas regt und er eines schönen Morgens, ehe er in sein Bureau ging, dem dicken Direktor seine Aufmerksamkeit machte? Und mit welchen Wüstlingen wurde er empfangen, und mit welchen süßen Hoffnungen im Herzen ging er wieder fort! Er wurde ein ganz anderer Mensch, sobald es seiner Schwester auffiel und sie oft über sein seltsames Wesen den Kopf schüttelte. Auch sie hatte von dem Heirathsbureau gehört; aber eine Thürin würde sie sich schelten, wollte sie nur eine Minute denken, ihr Bruder könne noch einmal Heirathsgedanken bekommen. Und doch! Etwas mußte dahinter stecken, daß er fast jeden Abend, wenn sie von Spaziergängen heimgekommen, noch einen „wichtigen Gang“ zu befragen hatte. So schlich sie ihm eines Abends nach und mußte zu ihrer tiefsten Verblüffung sehen, daß er seinen wichtigen Gang richtig nach dem Heirathsbureau unternahm.

„Warte, alter Freund, das werde ich Dir befragen,“ sprach sie zu sich selbst und kehrte wieder um, und als sie zu Hause angelangt, war ihr Plan schon gemacht. Der nächste Tag war recht trübe und es regnete. Sie hüllte sich in einen dunkeln Regenmantel, verberg ihr Gesicht hinter einem dichten Schleier und machte sich auf den Weg nach dem Heirathsbureau.

Dort angekommen — es war glücklicher Weise nur der dicke Direktor da — schlug sie züchtig ihren Schleier zurück und schaute ihm in's Gesicht. Aber merkwürdig! Der alte Kuppler, der sonst nichts so schnell aus der Hofung brachte, schüttelte dieses Mal den Kopf.

„Darf ich um den Namen bitten, meine Gnädigste?“ sagte er sehr freundlich.

„Das ist wohl nicht notwendig!“ antwortete sie.

„Aber das Alter, bitte unterthänig!“ sagte er wieder.

„Das ist wohl auch nicht nötig,“ entgegnete sie.

„Bermüde?“ fragte er.

„30,000 Mark,“ erwiderte sie.

„Hartnack, meine Gnädigste!“ rief da der Direktor und schaute triumphirend seine neue Kundin an. „Habe da einen Herrn auf Lager, ist zwar nicht mehr jung, auch nicht besonders hübsch, bereicht aber festes Gehalt und scheint gute Charaktereigenschaften zu haben. Wenn Sie eine Zusammenkunft mit diesem Herrn wünschen, so wollen Sie gefälligst die Zeit bestimmen.“

„Gut,“ sagte sie, „er ist also Beamter, das freut mich. Kann die Zusammenkunft morgen Abend um 1/2 Uhr stattfinden?“

Den nächsten Tag lockte draußen eine herrliche Maien- und hinter dem halbvergitterten Fenster des Heirathsbureaus lockte das Vollmondtgesicht des dicken Direktors, als er dem eben eintretenden Herrn in den Worten: „Wohlfunden!“ entgegenging.

„Gnädig!“ sagte dieser, und ein Lauter der Verblüffung folgte. „Wollen Sie mir Ihren Namen nennen?“

„Der Alie lieh, die Hände reichend, in dem düsteren Zimmer auf und ab und

antwortete: „Alles verweigert — Namen verweigert — Alter verweigert — aber“, und plötzlich blieb er vor unfertem Helten stehen, „aber — 30,000 Mark Barmgeld! Habe die Zusammenkunft für heute Abend 8 Uhr bestimmt. Sie werden sich doch gewiß einfinden?“

Ob er sich einfinden wolle! Viel zu lang wurde ihm der Tag, und endlich war der erlebte Abend da, die festgesetzte Stunde da und er selbst im Heirathsbureau, wo er von dem Direktor empfangen und in's Nebenzimmer geschoben wurde.

Kaum war er jedoch in's Zimmer getreten, kam es ganz erlautet von seinen Lippen: „Meine Schwester!“

„Ja, lieber Bruder! Hoffentlich bist Du nun lücker“, sagte diese, gab dem verblüht dreinschauenden Direktor ein Goldstück mit den Worten: „Auf Ihre Verschwiegenheit rechnen wir.“

Sie verließ am Arm ihres Bruders das Heirathsbureau.

Verdammt geschicktes Frauenzimmer, diese Gnädige, wäre mir auch schwer genug geworden, den alten Herrn unterzubringen“, sagte der dicke Direktor und rieb sich vergnügt die Hände.

Ueber Schmuggel an der russischen Grenze.

Schreibt Th. H. Lange: „Der russische Grenzsolbat ist eine Erscheinung, die eine eingehende Betrachtung verdient. Auf unebenen, hügeligen, waldigen oder sumpfaem Terrain wird meist eine dreifache Postenkette gezogen. Durchbricht der Schmuggler glücklich die erste und zweite, so kann er noch immer bei der Hande fallen. Die Grenzsolbaten sind niemals Polen. Es sind reine Russen, tief aus dem Innern des Reiches, bisweilen sogar Tataren, mit grauschwarzer Gesichtsfarbe und unheimlichen Augen. Preussischerseits ist die Grenze verhältnismäßig schwach kontrollirt. Ganz anders auf russischem Boden. In Entfernungen von 300—400 Schritt blüht schon ein Wajonnet, oft noch auf kleinere Distanzen, und besonders in dunkeln Winternächten werden die Posten verdoppelt oder verdreifacht. Aber sie schlafen doch bisweilen und hören nichts und dann wird hinüber und herüber geschmuggelt: Liqueure, Cigaren, Cigaretten, kostbare Spitzen, Seidenstoffe, goldene und silberne Taschenuhren, Wristeten, Schmuckfächer, Waffen u. s. w. Die Schmuggler besitzen ein aufgetragenes Talent, immer neue Wege ausfindig zu machen, um ihre Artikel zollfrei über die Grenze zu bringen. So waren sich vorigen Winter an der preussisch-russischen Grenze, die an der bestretenden Stelle durch einen kleinen Fluß markirt wurde, eine kleine Anzahl Kinder und Erwachsener mit sehr großen Schneebällen. Ein Theil der Personen stand auf preussischem, ein anderer auf russischem Gebiet. Die Schneebälle flogen über das Flußchen herüber und hinüber. In gewisser Entfernung sahen die russischen Grenzsolbaten diesem anscheinend harmlosen Treiben lächelnd zu. Sie wunderten sich zwar, daß das Wesen der Schneebälle sehr lange dauerte, glaubten aber darin nichts Arges zu erblicken. Erst nach etwa vierzehn Tagen gab bei der Hauptzoll-Verhörde eine Denunciation ein, daß in den Schneebällen, welche von Preußen nach Rußland hinüber gemoren worden waren, sich für mehrere Tausend Rubel sehr kostbare Spitzen befanden hatten.“

Das Weinen der Thiere.

Die Thiere besitzen alle Apparate zum Weinen, wie sie auch die physischen Bedingungen zum Lachen besitzen. Der Hund, das Pferd, der Elefant, der Biber, die Ratte, der Fiesel, das Maulthier, verschiedene Vögel, Schimpansen, Mandrill und andere Affen, Kaim, Kamel und Giraffe vergießen Thränen, wenn sie bekümmert sind. Affen weinen bei Kränkung und getrübtster Erwartung; der Elefant, wenn er gefangen gehalten wird; der Fiesel, wenn er seinen Verfolgern nicht mehr entrinnen kann. Frau Burton erzählt, sie habe in der syrischen Wüste Thränen an den Wangen brücker Kamele herabrollen sehen. Ein Maulthier, das durch einen zweifelhafte Nagel an seinem Fuße lahm geworden, zeigte ein Gesicht, auf dem sich Schmerz und Verzweiflung malten; Thränen entströmten seinen Augen. Livingston erzählt von einem Esel, der, wenn er nicht gleich einem Kinde auf den Arm genommen wurde, sobald er es wünschte, in das bitterste menschliche Weinen ausbrach. Dr. Vorlage (sich in Java eine Affen vom Baum. Ihr Junges im Arm haltend, ließ sie herunter und storb weinend. Eine von einem Wächterschuh verwundete Straffe fand man ebenfalls mit Thränen in ihren dunkeln Augen. Gordon Humming spricht von großen Thränen, die den Augen eines sterbenden Elefantens entfielen.

Doppelstimmig.

Dichter: „Wie das Manuscript aussieht! Ich muß es unbedingt abschreiben!“

Freund: „Noch einmal!“

Kolossaler Fortschritt.

Der Sohn des Wimmel-Büchlers trübte schon fünf Jahre. Auf die Frage, wie es ihrem Sohne geht, sagt sie: „Ja gut — er ist schon so weit, daß er Augenklaff' in tragen darf!“

Ans einer Vertheilungsscene.

Meine Herren, das Wimmel-Büchlerin hat sich bedacht, daß mein Klient mich als die Hälfte seines Lebens in Gefangenschaft zugebracht hat. Die Könige er in solcher Angelegenheit was Anderes werden als ein Mann?“